

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Oldenburgischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 12. März 1903.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Franz fuhr wie aus einem Traume empor, er ergriff den Balken, Jugend und Bohn gaben ihm gewaltige Kräfte. Womit der Alte sich stundenlang gequält, war von seinen Händen rasch hergerichtet. Die Arbeit tat ihm wohl — lichtere Gedanken schossen durch seinen Kopf. Wenn alles so wäre, wie es sein sollte, säße der Alte im Auszug, und er auf der Wirtschaft. Wie er den Vater pflegen wollte und selbst tüchtig arbeiten! Arbeiten mit Mariannel! Sei, ob er sie doch erringen und das Schicksal bezwingen könnte! Er schaute gebendet in die Sonne.

„'s wär' ein Glück — ein gar großes!“

„Bist ein starker Bursch“, lächelte der Vater stolz, den hübschen Sohn betrachtend.

Sie sahen einander sprechend ähnlich, wie Jugend und Alter einander ähneln können. Verwittert war das Gesicht des Alten, glatt und frisch das des Jungen. Aber wie jener froh den Sohn betrachtete, dieser das Glück erwog, Marianne, ihr selbst und dem Vater zum Trotz, zu erringen, da leuchtete in beider Augen derselbe Strahl fröhlichen Lebensbewußtseins.

Nicht lange! Sie erinnern sich beide wieder ihres Elends, und ein beiden gemeinsamer Zug ernster, mürrischer Verschlossenheit breitete sich über ihr Gesicht. Es war ein Ausdruck, welcher Gegner dem Älteren den Beinamen des „Verschlagenen“ eingetragen, der bei Franz, ein wenig durch die Jugend gemildert, aber fast stetig angenommen, Mr. Werner schon häufig aufgefallen war und zu denken gegeben hatte.

Bei beiden hatte ihn das Unglück geboren. Sie hatten, wie es armen Leuten häufig zu geschehen pflegt, viel Mißgunst, viel Lücke von den Leuten erfahren. „Freunde in der Not — gehen viel auf's Lot“, lautete des Alten häufig angewandtes Sprichwort, der Kern seiner Weltweisheit, in welchem er alles zusammenfaßte, was er über die Menschheit zu sagen wußte.

Diese Bitterkeit war Franz' Erbteil, war die erste Lehre, die er vernommen, und sie hatte das Gute, daß, da er kraft jener nichts von den Menschen erwartete, er auch nicht viel Enttäuschungen zu verzeichnen hatte.

Die eine, die erste, welche er erfahren, überstieg freilich die Größe seiner Tragfähigkeit.

„Wenn alles zu spät kommt, wenn ich Marianne nicht kaufen kann“ — er drückte die geballten Fäuste vor die Augen.

Seine Stiefmutter trat heran und begrüßte ihn.

Er dankte gemessen. Seine Gefühle für die zweite Frau

feines Vaters waren gemischt. Er haßte sie, denn sie hatte ihn und die Schwester aus der Heimat getrieben, weil sie gehofft hatte, das Besitztum dem eigenen, abgöttisch geliebten Sohne zu erschmeicheln; er achtete sie und dankte ihr, weil sie, die viel jüngere, stattliche Frau, dem alternden Manne Treue hielt und ihn sorgsam pflegte, ihm mit den eigenen Kräften zur Seite stand im schweren Kampf ums Dasein.

Sie hielt ein kleines Mädchen, den Nestling, an der Hand. Es mochte neun Jahre alt sein. Neugierig sah es zu dem fast fremden Bruder empor. Der starrte es an. Es dünkte ihm, daß es Marianne ähnele. Blondes Haar, blaue, schelmische Augen, ein Paar weicher, süßer Lippen, so kräftige, rosige Glieder. Aber so sahen sie alle aus, die kleinen und großen Mädchen des Dorfes — alle blond, blauäugig, strahlend gesund, trotz allem Elend und Harm.

„Mariandel!“ rief er. So hieß die Kleine. Wie ein Wunder wollts ihm dünken, obgleich auch der Name nichts Seltenes war in Sonnenburg.

„Mariandel!“ es ist ihm eine süße Lust, den Namen auszusprechen. Er neigt sich über die Kleine, schaut ihr in die Augen, fährt mit der Hand über die seidnen Härchen — „Kleines, liebes Mariandel!“ — dann stürzt er fort.

Er eilt, ohne sich umzusehen, Tiefurt entgegen. Auf einer Anhöhe bleibt er stehen und sieht hinab zu dem Dorfe, Welcher Frieden, welche Ruhe und Stille hier herrschen, trotz des in der Ferne vernehmbaren Lärms der Fabriken. Seltsam wirkt diese Wahrnehmung auf das wilderregte Gemüt des Burschen. Zorn, Haß und Vernichtungsgelüst schwinden — Sehnsucht und eine gewaltige Trauer weiten die Seele. Aus dem verschlossenen, liebeverlangenden Herzen steigen heiße Tränen, der Bursche wirft sich nieder, das Antlitz dem Boden zugekehrt, und von Zeit zu Zeit erschüttert heftiges Schluchzen den geschmeidigen Körper.

Kein Mensch soll seine wilde Trauer sehen — in tiefer Einsamkeit rast sie sich aus.

Mr. Werner konnte sich von einem Gegenbesuch von Sommers nicht freimachen. Da lag schon wieder eine Einladungskarte auf seinem Schreibtisch. Er fuhr in seinem einfachen Sigh, mit dem Goldfuchs bespannt, eines Tages nach Sonnenburg. Auf dem Wege dahin, welcher durch ein nebliges Tal und romantische Schluchten führte, überlegte er, weshalb ihn die Sommers so heranziehen.

Und schon fuhr er ein in den alten, sonnendurchleuchteten Park, die Räder knirschen im Kies, der schlanke Goldfuchs legt sich in die Zügel, und hält auf den leisen Druck seines Herrn wie angemauert vor der Rampe.

Mr. Werner wird auf das Liebenswürdigste von Vater und Sohn bewillkommet, Olga erglüht, als sie ihm die Hand reicht. Er verneigt sich mit seiner höflichen Ruhe tief und wendet sich gleichgiltig zu den anwesenden Gästen des Hauses, welche ihm als Freiherren von Saza und von Wallnitz vorgestellt werden. Die beiden Kavaliere tragen den Stempel verkommener Söhne aus bornehmer Familie. Sie haben mit den Thyrigen gebrochen, oder vielmehr diese mit ihnen, und fristen ihr Leben durch Sommers Gnade, welcher es ihnen anständig bezahlt, daß sie ihren alten Namen zur Deforierung seines Salons hergeben.

Mr. Werner fällt mit seiner gesunden, gebräunten Schönheit doppelt neben diesen entnervten Lebemännern auf. Er erscheint jünger trotz seines gebleichten Haares und ergrauten Bartes. Seine Bewegungen wirken in ihrer kräftigen, markigen Frische anmutiger als sonst.

Olga beobachtet ihn mit halb verschleiertem Blick, der sich in heißer Glut enthüllt, da Mr. Werner wieder zu ihr tritt.

Aber er richtet nur einige konventionelle Worte an sie und entzieht sich Sommer nicht, der sich an seiner Seite niederläßt und das der Tochter schon bis zum Überdruß bekannte Thema der Fabriken in Gang bringt. Sie trampelt ungeduldig mit dem schmalen Fuß auf das Kissen, ihre feinen Brauen ziehen sich zusammen, und auch ihr Herz beginnt im Bohn zu klopfen, da dieser Mr. Werner nur dazu hergekommen zu sein scheint, um ganz Geschäftsmann, ganz Wohltätigkeitsnarr zu sein. Sie wird ungeduldig, und sie schlägt einen Gang nach den Fabriken vor.

„Ich habe versprochen, heute noch nach dem Krankenhause zu kommen, um einige neu angekommene Fahr- und Tragstühle zu besichtigen.“

Ihr Vater ist einverstanden, desgleichen Mr. Werner. Nur Edi mit Saza und Wallnitz bleiben zurück und ziehen es vor, einander pikante Gistörchen zu erzählen, was ihnen lieber ist, als Volkswirtschaft zu studieren.

Indes gehen die drei den Kastanienüberhangenen Weg entlang. Mr. Werner in der Mitte, ihm zur Rechten das schöne Mädchen. Hier und da rieselt ein welkes Blatt zu ihren Füßen nieder, lockt der Ruf eines Spechtes, braust das Wasser einer Fontaine auf. Eine traumhafte Ruhe lagert über dem mächtigen Park. —

Mr. Werner fragt sich, was er hier suche. Er hat gar nicht zugehört, was Sommer erzählte. Plötzlich schlägt ein scharf betonter Name an sein Ohr: „Bassow“.

„Was ist er?“ fragt er mechanisch.

„Kammerherr, und man kann wohl sagen, beborzugter Günstling des Herzogs, ein charmanter, liebenswürdiger Mensch, den ich mit Stolz einen Freund meines Hauses nenne.“

Ein geheimnisvoll — verständnisinniger Blick streifte bei dieser Antwort seine Tochter. Mr. Werners Auge folgte ihm — er versteht. Ein leichtes Lächeln umspielt seinen Mund.

„Sein Vorname?“ fragt er.

„Egon,“ sagt Olga. Mr. Werner verneigt sich leicht in stummem Dank für die Antwort, aber auch in unwillkürlicher Zustimmung zu der eigenen Vermutung.

„Sie kennen ihn?“ fragt Olga.

„Einen gleichen Namens, ja,“ entgegnet Mr. Werner, „doch ist diese Familie verbreitet. Hat er Verwandte in England?“

„Seine Mutter war eine Engländerin,“ beeilt sich Sommer zu antworten, „ein bildhübsches Weib, eine Jugendliebe, wie man sagt, des Herzogs. Er soll tatsächlich mit dem Gedanken umgegangen sein, die schöne Miß Bilfort zu heiraten, aber dem Drängen seiner Familie, die dagegen war, gewichen sein.“

„Aber diese Neigung ist nicht gewichen und überträgt sich auf den Sohn,“ lächelt Mr. Werner.

Sie waren bei den Fabriken angelangt. Groß und stattlich ragten die Gebäude empor. Diejenigen, welche die Pack- und Warenlager enthielten, zeigten eine gewisse Eleganz, die Beamtenwohnungen waren luxuriös eingerichtet. Alles kontrastierte seltsam mit der puritanischen Einfachheit Tiefurts, alles machte weit eher den Eindruck eines uneigennütigen Unternehmens, bei welchem alle für einen, einer für alle stand.

„Die Zeitungen sprachen von einem neuen Zahlungsmodus, welchen Sie einführen wollen,“ bemerkte Werner, „darf ich fragen, welcher Art er ist?“

„Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich noch ein wenig den Geheimnisvollen spiele. Es macht mir Vergnügen, die Sache bis zum Einweihungsakte zu verschweigen.“

Mr. Werner sieht die Bedeutung dieses Geheimnisses nicht ein, aber er verneigt sich zustimmend mit eigenlichem Lächeln. Beim Verlassen einer Fabrik wird Sommer von einem alten, zerlumpten Manne zurückgehalten, welcher ein Begehrt zu haben scheint. Mr. Werner hält ihn für einen Bettler und will ihm ein Geldstück reichen, aber Olga hält ihn mit der Bemerkung zurück, daß dies ein Bauer sei, der sein Besitztum an Sommer zu verkaufen wünsche.

Es war ihm, als habe er dieses Gesicht in jugendlicher Form schon einmal gesehen, aber er hat keine Zeit und kein Interesse, darüber nachzudenken, wo, und folgt Olga in das Krankenhaus, während Sommer in Verhandlung mit dem Manne zurückbleibt.

Schon hat sich das elegante Portal hinter ihnen geschlossen, als kreischend und scheltend Sommers Stimme ertönt und ihnen selbst durch das dicke Gemäuer folgt. Er schilt mit dem Bauern, und während Olgas Gesicht sich schamboll rötet, sucht sie den Gast schnell in das Innere des Hauses zu ziehen, wohin ihnen der Lärm nicht folgen kann.

Mr. Werner ist von diesem Bartzgefühl angenehm berührt. Mitleid mit dem schönen Mädchen, welches mit seinen anmutvollen Bewegungen, der königlichen Gestalt so wenig, als mit der scheinbar so empfänglichen Seele zu Vater und Bruder paßt, erfüllt ihn, während sie ihn auf einige Neuerungen der Herichtung praktischer Krankenstühle aufmerksam macht. Sommer gefellte sich bald zu ihnen, noch leuchtend und rot vor Bohn.

„Bettelt der Mensch mich seit Wochen an, ihm sein Antwesen abzukaufen, und nun ich mich endlich bereit erkläre, verlangt er einen unverschämten Preis. Ich habe ihm aber heimgeleuchtet.“

Die Hände in den Taschen, reckt er sich ordentlich höher vor Stolz über seinen Sieg. Das war der Mann, dessen Streben danach ging, die „Kraße Armut“ der Gebirgsbewohner zu beseitigen, und mit einem Bettler, denn mehr war der Bauer nicht, feilschte. Mr. Werners Lächeln, mit welchem er den Krankenjaal musterte, war beredt, und Olga verstand es.

„Ich bitte Dich, dem Manne den gewünschten Kaufpreis zu zahlen, Papa, und das Geld meinem Privatvermögen zu entnehmen,“ bat sie mit warm leuchtendem Blick.

Sommer wollte widersprechen, aber als sich jener Blick wiederholte und Olga beide Hände auf seinen Arm legte, den Bohnigen mit einem leisen, nur von ihm vernehmbaren Druck zur Besinnung bringend, schwieg er.

„Gestatten Sie, gnädigstes Fräulein,“ rief Mr. Werner freudig, „daß ich den Kaufpreis zur Hälfte trage. Den Grund und Boden, welchen ich damit erwerbe, bitte ich zu wohltätigen Zwecken gütigst entgegennehmen zu wollen.“

„Nein, mein Herr Werner,“ sagte sie mit halb ernstem, halb schelmischem Lächeln, „in diesem Falle teile ich nicht mit Ihnen. Wir haben noch viel nachzuholen, wenn wir Tiefurt erreichen wollen.“

Als sie im Schlosse wieder ankamen, hatte sich die Gesellschaft vermehrt. Mehrere reiche Guts- und Fabrikbesitzer waren mit Frauen, Töchtern und Söhnen gekommen. Mr. Werner wollte sich verabschieden, aber er wurde gewaltsam zurückgehalten. Sommer strahlte, daß ihm der Zufall so günstig war und er den vielbesprochenen Diamantenkönig — so genannt wegen seiner Diamantensfelder in Südafrika — seinen Gästen gleichsam auf dem Präsentierteller vorsetzen konnte.

Die älteren Herren betrachteten den Fremden mit Mißtrauen, — die Kommune Tiefurt war ihnen ein Dorn im Auge, die Mütter nahmen ihn als glänzende Partie aufs Korn, und die jungen Mädchen waren enttäuscht. Man hatte bei ihm Diamanten als Hemdenknöpfe, als Schmuck, womöglich in den Ohren, sowie als langreihige Uhrkette und Verloque erwartet — nichts von alledem! Nichts von der erwarteten Pracht war an dem einfach Bekleideten zu entdecken, kein noch so verstecktes Brillantengeflimmer. Ein junges Backfischchen gestand ihre Enttäuschung der Tochter des Hauses ein.

„Närrchen,“ lachte diese. „Schauen Sie in seine Augen, und Sie werden Diamantenglanz nicht mehr vermessen.“

Man folgt dem Rezept — und siehe da! Es hat Wirkung: Eine halbe Stunde später sind sämtliche jungen Damen in die wunderbaren Augen Mr. Werners verliebt.

Auch Olga? Sie fragt ihr glühendes Herz darnach, das nur mit lautem Rochen unverständliche Antwort gibt. Ihr Blick begegnet dem feinen, der auf ihr ruht, groß, kühl und ruhig.

Jetzt tritt er an sie heran, gleichsam, als errate er ihre Sehnsucht, aber es ist nur, um sie auf Ersuchen Sommers zu Tisch zu führen.

Ein prunkendes Mahl folgt. Nach demselben, da sämtliche Paare in den großen Musiksaal und die angrenzenden Räume strömen, läßt er sich neben ihr in einem der kleinen Boudoirs nieder. Er hat nicht einmal ein wärmeres Thema ange schlagen, kalt, fast banal ist seine Unterhaltung. Olga leidet darunter. Sie ahnt, daß seine Seele nicht kalt ist, sie hat es gesehen in seinen Augen. Warum enthüllt er sie ihr nicht? Sie möchte ihm das Herz aus der Brust ziehen.

Da tönen Walzerklänge an ihr Ohr. Eine der Mamas hat sich erbitten lassen, und Edi eröffnet mit ihrer Tochter den Reigen. Eine brennende Sehnsucht erwacht in Olga, der Fremde möge sie auffordern, mit ihm zu tanzen. Von seinem Arm umfangen dahinzufliegen, muß Seligkeit sein! Aber er lehnt sich zurück und schaut den Paaren, welche hier und da an der Tür vorüber fliegen, zu.

„Tanzen Sie nicht?“ fragt sie leise.

Er wendet sich rasch und entgegnet:

„Nicht mehr, mein Fräulein, mit grauen Haaren tanzt man nicht mehr.“

„O, das ist ein Natur-Phänomen,“ sagt sie lächelnd, „Sie sind jünger, als die Herren, die sich hier und da so gewandt drehen.“

„Sie sind sehr gütig,“ lächelt er zurück, kalt, überlegen. „Mit manchen der Herren nehme ich es wohl an Jahren auf, aber die tropische Sonne läßt rascher reifen. Wer einige Jahre, wie ich, in Afrika gelebt, wird eher alt, als die in dem kühlen Norden, und — man verlernt dort das Tanzen.“

„O, nicht der, der es einmal gekonnt hat; — tanzten Sie früher nicht?“

„O doch, sehr gern,“ versichert er, und seine Stimme klingt verschleiert, wie immer, wenn er der Vergangenheit gedenkt. In seinem Antlitz steigt eine leichte Röte auf — die Jahre verfließen, er denkt der Zeit, da er ein blondes Kind im Arme gehalten und mit ihm dahingeflogen ist über das glatte Parkett.

Er fühlt wonneberauscht das leichte, rhythmische Wiegen des schönen Leibes bis in sein stürmisches trunkenes Herz hinein.

„Jetzt würde es mich Überwindung kosten,“ fügt er gepreßt hinzu.

Er bedenkt nicht, daß er eine Ungezogenheit gesagt, und weiß daher nicht, wie gern sie ihm vergeben wird. Aus seinen Zügen spricht ein stummes Leid, das sie ergründen muß, um jeden Preis.

Einer der Herren kam, sie zum Tanz aufzufordern, aber sie entgegnete in liebenswürdigem Tone:

„Es ist ein so reichliches, weibliches Übergewicht, daß ich als Hausfrau zurücktreten und den jüngeren Damen die Freude am Tanz nicht kürzen möchte.“

Sie neigte lächelnd ihr schönes, dunkles Haupt und entzückte die Herren trotz ihrer Weigerung. Aber an ihre Hausfrauenpflichten dachte Olga ebenso wenig und überließ es dem Vater, die Honneurs allein zu machen. Was kümmerte es sie, ob man sich darüber moquierte? Was konnte man ihr anhaben, das sie nicht mit gleichgültigem Achselzucken abgeschüttelt haben würde? Sie blieb in dem kleinen Boudoir neben Werner, der nicht ahnte, daß sie feinetwegen auf den Tanz verzichtete.

„So opferfreudig?“ lächelte er.

„Durchaus nicht,“ entgegnete sie hastig, „ich bin nicht mehr jung genug, als daß mir der Tanz als solcher Vergnügen machen könnte. Ich sehe nicht mehr auf das „wie viel?“, sondern auf das „mit wem?“ ich tanze.“

„Und die Anwesenden genügen Ihnen nicht? Die Ansprüche sind hoch, die Sie stellen.“

Es dünkte ihr, als höre sie einen feinen Spott aus feiner Sprache; das erregte sie.

„Glauben Sie denn wirklich, daß die Umgebung, in der ich lebe, mit der ich zu verkehren gezwungen bin, mir genügen könne?“

„Ich erlaube mir darüber kein Urteil, da ich heute erst die Ehre habe, Ihre Umgebung kennen zu lernen,“ entgegnete er.

„Aber Sie müssen doch sehen, daß ich zu diesen Frauen und Männern nicht passe“, rief sie. „Die letzteren sind so blasirt, keiner höheren Regung fähig; die Frauen und Mädchen versumpsen in ihren alltäglichen Interessen.“

„Da suchten Sie höhere?“ fiel er ein. „Ihr schönes Streben, einen Teil Ihres Vermögens und Ihrer Kraft der leidenden Menschheit zu widmen, wird Ihnen jene Befriedigung geben, welche Sie in der nüchternen Alltäglichkeit nicht finden.“

„Ah“, sagte sie, „dazu gehört mein Vermögen, nichts weiter. Wenn ich mit einem Schläge das Elend lindern kann — wo bleibt dann mein, mein ganzes Sein erfüllender, vielfach befriedigender Beruf?“

Es gab eine Zeit, die Zeit seiner schnelllebigen, übermütigen Jugend — wo er vor den Frauen einen Abscheu empfunden, welche ihr Zammern nach einem Berufe hinausführen in alle Welt.

„Der Beruf jeder feinfühlenden Frau liegt verborgen und doch offenbar“, pflegte er zu sagen, und die Geliebte seines Lebens hatte ihn in dieser Anschauung bestärkt. Nie hatte er von ihren Lippen die Klage nach einem Beruf vernommen, nie in ihrem sonnenklaren Leben das Wort „Langeweile“ gefunden. Ihr reicher Geist suchte und fand Genüge bei seiner unermüdlichen, ernsthaften Weiterbildung, ihr kindlich reines Gemüt bei ihren Armen, ihren töchterlichen Pflichten.

Aber in einem späteren, kampfdurchzogenen Leben hatte er gelernt, nicht schnell mit Widerwillen und Verachtung bei der Hand zu sein. So empfand er nur Mitleid mit dem schönen, unbefriedigten Weib an seiner Seite. Dieses Mitleid, die Erinnerung an das Glück seiner Jugend kam in seinen Blicken zur

Außerung, und Olga glaubte in seinen großen, schwermütigen Augen eine verhaltene, aber der ihren verwandte Blut zu lesen.

„Mit Geld allein können Sie auf dem weiten Lebensgebiet, welches der Frau gewiesen ist, nicht wirken und siegen“, sagte er mit Nachdruck.

„Gewiß“, entgegnete sie, „aber wie findet man den Weg zu diesem Gebiet?“ — Durch mich findest Du ihn, so hoffte sie in ihrem Herzen, so sollte er rufen, der Fremdling. Sie sah nicht auf zu ihm, sie erwartete, daß er jenes Wort sagen, daß er ihre Hände fassen, ihr Haupt erheben und an seine Brust ziehen würde, daß er ihr das Geständnis seiner Liebe auf die lechzenden Lippen drücken würde.

Aber nichts von alledem geschah, und sie sah nicht, wie der helle Glanz von seinem Antlitz verschwand, wußte nicht, daß er nur schwieg, weil er ihr nur ein Wort zu sagen wußte, das sie beleidigen mußte.

„Sie müssen bekennen“, fuhr sie fort, „daß die Wohltätigkeit allein keines Menschen ganze Seele ausfüllen kann. Sie betreiben solche in ausgedehntem Maße, aber Sie können unmöglich vollständig in ihr allein Genüge finden. Wohl, Sie streben. Dem Manne geziemt der Ehrgeiz. Aber wir Frauen, die wir keinen Ehrgeiz haben sollen, was für ein Ziel bleibt uns?“

Ihre letzte Frage überhörte er. Er hätte laut aufklappen mögen über die Vermutungen, welche dieser Mädchenkopf über sein Streben anstellte, aber er bezwang sich und lächelte nur.

Jetzt versuchte sie, die Lider zu heben, mit einem langen, tiefen Blick die Wirkung ihrer Worte von seinem Antlitz zu lesen, aber sie erschrak vor dem, was sie dort erkannte. Alles, was sie zu eigenen Gunsten in seinen Zügen erforscht, was sie mit jubelnder Hoffnung erfüllt hatte, war verschwunden und hatte kalter Verschlossenheit und einem feinen, ironischen Lächeln Platz gemacht.

„Ich glaube, daß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten werde, gnädiges Fräulein“, begann er, „wenn ich Ihnen versichere, daß nicht mein Ehrgeiz mich leitet, es sei denn, daß Sie das einfache Bestreben, in einem armen Weberdorfe Glück und Wohlstand zu verbreiten, Ehrgeiz nennen. Wenn Sie aber glauben, daß mich der Wunsch befeht, irgend welche höhere Staffel zu erklimmen — ich wüßte nicht einmal, welche? — irgend eine Stellung zu erringen, und ich mich dabei nur nicht des üblichen Weges bediene, so irren Sie, gnädiges Fräulein, aber nicht ich bin an diesem Irrtum schuld.“

Er lachte jetzt doch, aber es klang nicht beleidigend. Es war das Lachen eines Menschen, der über irgend etwas Fremdes, Unbekanntes lacht, nicht über die Schwäche seines Nebenmenschen. Staunend schaute Olga zu ihm auf, welcher jetzt vor ihr stand, und ein seltsames Gefühl der Ehrfurcht überkam sie. Von dieser weißen, von grauem Haar überschatteten Stirn glaubte sie eine Hoheit zu lesen, wie sie ihr noch nie bei einem Manne begegnet.

Sie neigte sich rasch und berührte mit den Lippen seine Hand, welche, wie sie wußte, harte Arbeit nicht fürchtete und es verschmähte, die süße Blume Frauenliebe, die sie ihm zu Füßen warf, emporzuheben. Sie verschwand in dem Saal der Tanzenden, ihn in einem peinlichen Gemisch von Bestürzung und Beschämung zurücklassend.

„Wenn es wüßte, das heiße, liebeheißende Weib, wessen Hand es geküßt!“ dachte er.

Ha, ha — er schämte sich anstelle der Frau und lachte doch! Wie viel Jahre sind es wohl her, daß er nicht so oft gelacht hat, wie heute?

Edi, Saza und Wallnitz erschienen auf der Schwelle, ihnen folgte ein Diener mit allen Bestandteilen zu einer ausgezeichneten Bowle.

„So, wir haben nun genügend lange den Tanzmeister der Kleinen Mädchen gespielt“, rief Edi lachend. „Nun können wir uns von den Strapazen erholen, da sie beim Pfänderspiel glücklich untergebracht sind. Wollen Sie der vierte im Bunde sein, verehrter Mr. Werner?“ wandte er sich an diesen.

„Es wird spät“, entgegnete Mr. Werner, durchaus nicht geblendet von der liebenswürdigen Aufforderung, „mein Besuch ist für einen ersten schon zu lange ausgedehnt.“

Der Hausherr überhäufte ihn zum Abschied mit Dank, daß er gekommen, und hoffte auf einen regen Verkehr zwischen Tiefurt und Sonnenburg.

Jetzt stand er Olga gegenüber, etwas abgefordert von den übrigen. Sie reichte ihm die glühende Hand.

„Sie kommen wieder, bald“, sagte sie halblaut und dringend. „Sie sehen, daß ich eines Menschen bedarf, der mich versteht.“

Er antwortete nicht und erwiderte nicht den Druck der Hand, verneigte sich und ging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die „bürgerliche“ Heirat des Erzherzogs Johann Baptist von Oesterreich.

Von A. Styr (Graz.)

Unter den Heiraten hoher fürstlicher Persönlichkeiten, welche bei der Gattenwahl den Standesunterschied vollständig ignorierten und nur dem Zuge des Herzens folgten, ist jene Eheschließung eine der merkwürdigsten und auch für ihre Folge allerbeachtenswertesten, die der Bruder des Kaisers Franz von Oesterreich, Erzherzog Johann Baptist, der später im Jahre 1848 so viel Genannte und Gefeierte, mit Anna, der Tochter des k. Postmeisters Blochl im Jahre 1828 einging. Wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten schon in den heutigen weitaus vorurteilsfreieren Zeit den Ehen zwischen Personen, die zu den Trägern der Krone in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen und einfachen Bürgerlichen entgegnetreten, so waren diese Schwierigkeiten etwa in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit seinen engherzigen Anschauungen nahezu unüberwindlich. Zumal in Oesterreich erstreckte sich ja Metternichs Politik über jedes Gebiet, das intim-familiäre nicht ausgenommen und der Monarch selbst erschien gezwungen, die ehernen Gesetze dieser vom Manne seines Vertrauens anzuerkennen, konnte also selbst einem Herzenswunsche, falls dieser dawiderlief, keine Geltung verschaffen.

Erzherzog Johann war eine, wenn auch streng loyale, so doch selbstbewußte und dabei schon infolge seiner wissenschaftlichen Bildung vorurteilsfreie Persönlichkeit, welche sich selbst vom herrschenden Staatsmanne keine Vorschriften machen ließ. Es ist bekannt und in zahlreichen Büchern und Aufsätzen dargelegt, was der Erzherzog auf kulturellem Felde, insbesondere in den österreichischen Alpenländern geschaffen, wie er die Fortschritte auf allen möglichen Gebieten des Wissens und Erkennens, der Technik, Landwirtschaft, Geschichts- und Landeskunde, Industrie und Kunst gefördert und Erfolge aufzuweisen gehabt hat, wie sie nur etwa ein lange Jahre hindurch weise regierender Fürst zu erringen vermag. Ebenso bekannt ist, daß der Erzherzog, als er infolge der läppischen Verdächtigungen, betreffend die Verteidigung Tirols, dieses von ihm so hoch gestellte Gebirgsland Jahre hindurch nicht mehr betrat, seine besondere Aufmerksamkeit dem schönen Alpenlande Steiermark und der angrenzenden Länder zuwandte. Namentlich Steiermark besuchte er

gern und oft, zumal seitdem er 1811 in der Hauptstadt Graz daselbst jene rasch so berühmt gewordene Anstalt geschaffen, die unter dem Namen des „Joanneums“ als Lehranstalt und Museum die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise des ganzen Kontinents auf sich lenkte und die für künftige Generationen von so segensreicher Einwirkung geworden ist. Seitdem durchzog der Erzherzog immer häufiger das Oberland und das Unterland der Steiermark und lernte Volk und Land kennen wie kaum ein zweiter. Im Jahre 1822 erkaufte er sogar ein sogenanntes Radgewerk in Bordenberg, nachdem er schon 1811 durch den Ankauf des freundlichen Brandhofes am Fuße des Seeberges Grundbesitzer im Lande geworden und im August 1818 das Haus samt Garten in der Leonhardgasse zu Graz an sich gebracht, aus dem in der Folge das historisch merkwürdige heute noch bestehende Palais hervorging, in dem der Fürst so viele Jahre bis zu seinem Tode verlebte und von wo aus er in so hochherziger Weise seine segensreiche Tätigkeit für das Wohl des Landes und Volkes unermüdet fortsetzte.

Um auf die Vermählung des Herzogs zu kommen, müssen wir jedoch wieder eine Reihe von Jahren zurückgreifen. Der Erzherzog pflegte am liebsten Alpenwanderungen in die steirische Hochgebirgswelt anzustellen und da war es der Alpenwinkel des steiermärkischen Salzkammergutes mit dem reizend gelegenen Markte Nussée, den er ganz besonders bevorzugte. Seit 1817 und 1818 kam er fast jährlich dahin, bestieg die Berge der Umgebung, nicht ohne botanische und andere wissenschaftliche Studien dabei zu betreiben oder erfreute sich an der edlen Gamsjagd. Wenn der Erzherzog in Nussée war, wurde ihm zu Ehren gewöhnlich ein ländliches Fest von der Bürgerschaft und den Bewohnern der Umgebung gefeiert und man wurde nicht müde, ihm, dem vielgeliebten Fürsten, den Hohn der Verehrung darzubringen, wenn auch in der schlichten Weise des einfachen Volkes, welche aber dem Erzherzog grade recht war. Auf einem solchen Feste lernte er auch seine spätere Gemahlin kennen, die kaum sechzehnjährige Anna, Tochter des kaiserlichen Postmeisters zu Nussée, Jakob Blochl. Auf der reizenden Landenge zwischen dem Grundsee und dem erhabenen düsteren Töplisee, der von abstürzenden Hängen des toten Gebirges eingefasst ist, wurde am 19. Juli 1819 von Nussée Bürgern wieder eine volkstümliche Festlichkeit veranstaltet, bei welcher jugendliche Mädchengestalten aus Beamten- und Bürgerfamilien in schmucker Steirertracht den vornehmen Waidmann mit melodischen Alpenliedern empfingen und anmutige steirische Tänze zur Aufführung brachten. Eine der jungfräulichen Gestalten war Anna, welche er bei dieser Gelegenheit zuerst kennen und — lieben lernte. Seitdem kam Erzherzog Johann häufiger in das Vaterhaus Annas zu Nussée und die Macht der Neigung, die ihn an das liebliche Mädchen in den Bergen Obersteiermarks fesselte, festigte immer mehr seine Absicht, sich mit demselben ehelich zu verbinden.

Schon damals war der Erzherzog der verehrteste, der „beste“ Mann in Steirerland, sein Andenken hat sich bis heute in Liedern, die tief ins Volk gedrungen sind und die ihn loben und preisen, erhalten. Kein Wunder daher, daß sich auch dieser zarten Beziehungen die Sage des Volkes bemächtigte und die Anknüpfung der Bekanntschaft des Fürsten mit Anna Blochl in anderer romantischer Form erzählt. Darnach sei der Erzherzog, wie auch das reizende den Gegenstand behandelnde Gedicht: „Das Posthaus von Nussée“ von Friedrich Marx in frischen Versen berichtet, als Jäger im Wagen nach Nussée gekommen, jedoch nur, um schnell vom Posthause aus weiter zu reisen. Aber es war gerade ein Sonntag, und kein Postillon im ganzen Hause aufzutreiben. Und siehe, endlich fand sich doch ein junger Bursche, der im Galarocke sich auf den Boß schwang und das Gefährt mit dem Prinzen geschickt und rasch weiter lenkte.

Und wie im duft'gen Sauch
Die Tannenwälder floh'n,
Da faßt der Prinz in's Aug'
Den schmucken Postillon.
Und spricht, wie der im Schwunge
Die Zügel hebt und wieder senkt:
„Bei Gott, das ist kein Junge,
Der mir den Wagen lenkt!“

In der Tat war's die verkleidete Postmeisterstochter Anna, welche dem eiligen Prinzen, der keinen Postillon aufstreifen konnte, aus der Verlegenheit helfen wollte, berichtet die volkstümliche Mähr weiter: auf jener Fahrt habe der Erzherzog zum erstenmale auch sich in Liebe zu Anna hingezogen gefühlt und ihr dieselbe offenbart. Die schöne in dem erwähnten Gedichte anmutig behandelte Sage hat in den vierziger Jahren auch Lewin Schüding zum Wortwurf einer Novelle genommen und da kurze Zeit nach dem Erscheinen seiner Erzählung die Ereignisse in Frankfurt sich abspielten und des Erzherzogs Name als der des deutschen Reichsverwesers überall genannt und gefeiert wurde, haben viele deutsche Leser die Episode aus dem Leben des Erzherzogs und seiner Braut für wahr gehalten. Es braucht wohl hier nicht neuerlich betont zu werden, daß wir es darin nur mit einem romantischen Phantasiegebilde zu tun haben. Das früher erzählte, wirkliche Zusammentreffen Annas mit dem Erzherzog berichtet dessen bisher beste Lebensbeschreibung von R. G. v. Leitner und dieser Bericht kann umsomehr vollständig authentisch genannt werden, als die erwähnte Lebensbeschreibung vor ihrer Veröffentlichung von Erzherzog Johann selbst durchgesehen und somit jedenfalls auch von Anna, der nachmaligen Gräfin von Meran, der Gemahlin des Prinzen anerkannt wurde. An jener Stelle beim herrlichen Grundsee bezeichnet übrigens eine heute hochragende Linde, welche der Erzherzog später pflanzen ließ, die erinnerungsreiche Stelle, wo die erste Begegnung zwischen ihm und seiner späteren Gemahlin stattfand.

Allerdings kam es nicht so rasch zur eigentlichen Eheschließung. Zunächst nahm die dem Prinzen in wahrer Liebe ergebene aber überaus einsichtsvolle Bürgertochter dessen Bewerbung mit begreiflicher Zögerung auf, da sie des gewaltigen Standesunterschiedes gedachte und sich ihren von der Mutter verwaisten Geschwistern nicht so rasch entziehen konnte. Andererseits aber waren die maßgebenden Persönlichkeiten in der Wiener Hofburg nicht wenig verblüfft über die feste Absicht des Fürsten, eine Ehe einzugehen, wie sie seit undenklichen Zeiten in den allerhöchsten Hofkreisen unerhört gewesen. Die Ansichten der zahlreichen Gegner der Heirat in diesen Kreisen waren natürlich auch auf Kaiser Franz nicht ohne Wirkung geblieben und es währte lange Zeit bis sich bei dem Herrscher als Familienoberhaupt eine gewisse Willfährigkeit zeigte, dem Herzenswunsche seines erzherzoglichen Bruders näher zu treten. Welche Erörterungen dabei im intimsten Familienkreise stattfanden, ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, läßt sich aber bei der oppositionellen Stellung des Fürsten Metternich denken, der seine Einflusnahme auf den Monarchen durchaus nicht verhehlte. Inzwischen hatte der Erzherzog das schon erwähnte Besitztum am Seeberge, den Brandhof, angekauft, einen vollständigen Umbau in ländlich edlem Stil damit vorgenommen, dem auch eine schöne und künstlerisch geschmückte Kapelle nicht fehlte und eine Alpenmüsterwirtschaft daselbst angelegt, welche in der Folge einen weitreichenden Ruf im Lande erlangte. Im Bordenberger Radmeisterwohnhaufe und auf dem Brandhofe war des Prinzen liebster Weilen, von dort aus stand er auch mit der teuren Braut in reger Korrespondenz, besuchte das „Posthaus“ Blochl in Nussée auch wohl ein oder zweimal im Jahre, unterließ aber keine Schritte, um die endliche Vermählung zu fördern, daneben war er fortwährend für die

Gebung des kulturellen Lebens in seiner geliebten Steiermark ununterbrochen tätig. Es dauerte eine Reihe von Jahren bis die Vermählungsangelegenheit zur Reife gediehen war, endlich aber wurde dem Erzherzog vom kaiserlichen Bruder die schriftliche Bewilligung zur Heirat erteilt und nur als Bedingung vom Kaiser für sich und seine Mitwisser Bewahrung als Geheimnis verlangt. Infolgedessen fand die Vermählung in der Kapelle des Brandhofes am 17. Februar 1828 statt, der greise Dechant Philipp von St. Marein im Mürztale fungierte geistlicherseits, zwei einfache Männer als Trauzeugen bei dem bescheidenen, feierlichen Akte, der das Lebensglück des Erzherzogs begründen sollte. Im Jahre 1834 wurde des Erzherzogs Gemahlin vom Kaiser zur Freiin von Brandhofen (mit Bezug auf den mehrermähnten Besitz des Prinzen) erhoben und zwar auf ausdrücklichen Wunsch Erzherzog Johanns mit keinem höheren Titel bedacht. „Höheren Orts wurde diese Vermählung ignoriert,“ erzählt der Biograph Schimmer, der uns übrigens schöne Bilder vom häuslichen Glücke entwirft. Vom Kaiser Franz Josef aber wurde im Jahre 1850 des Erzherzogs Gemahlin in den Grafenstand als „Gräfin von Meran“ erhoben, nachdem der einzige 1839 geborene Sohn des Paares, Franz, schon 1845 die Würde als „Graf von Meran“ zugeteilt erhielt. Welche Gefühle und welcher Enthusiasmus im Jahre 1848 sowohl in Wien wie auch in Frankfurt, wohin sie den Gemahl und Reichsvertreter begleitete, auch der „ersten deutschen Frau“ — wie man sie nannte, entgegengebracht wurde, ist in den Annalen der Geschichte des merkwürdigen Jahres aufgezeichnet. Für Österreich aber wurde die Gräfin von Meran die Mutter eines der höchst angesehenen Adelsgeschlechter, welches heute dem Hofe zunächst steht. Auch der ritterliche Kaiser Franz Josef brachte ihr stets die Hochachtung und Verehrung entgegen, welche die edle Frau verdiente. Mehr als ein Vierteljahrhundert überlebte sie „ihren Erzherzog“, wie sie ihn nannte, zu dem sie stets mit innigster Liebe und Verehrung aufblickte und dessen Tod der größte Schmerz ihres so bewegten Lebens war. Aber die Liebe des Volkes im Alpenlande, welche sich dem Erzherzog so innig zugewandt hatte, blieb ihr Erbteil, denn auch sie war eine der größten Wohltäterinnen des Landes und als im Jahre 1884 ihr achtzigster Geburtstag festlich begangen wurde, kamen unzählige Wohltätigkeitsvereine, an denen sie werktätig mitbeteiligt erschien, Institute und Körperschaften, welche dem Erzherzog und ihr unendlich viel verdankten, endlich das ganze Volk von Steiermark mit Glückwünschen für das fernere Wohlergehen der segenspendenden Frau. Das hohe Alter gönnte ihr freilich keine lange Lebenszeit mehr. Schon am 4. August 1885 starb die Gräfin von Meran im „Posthaus zu Nussee,“ wo sie geboren worden war. Sie wurde an der Seite des Erzherzogs Johann in der Familiengruft zu Schönna in Tirol zur letzten Ruhe gebettet.

(Nachdruck verboten.)

Nur fünfzehn Minuten.

Novellette von M. Roffak.

„Coswig! Eine Minute Aufenthalt!“

Die Wagentür wird aufgerissen und ein Herr tritt hastig ins Rupee. „Guten Abend!“

Dann stellt er seinen kleinen Handkoffer ins Netz und läßt sich in der nächsten Ecke nieder. Fast gleichzeitig flammt die Lampe auf. Der Mann fährt in die Höhe und sieht sich forschend um. Es war ihm eben gewesen, als ob jemand aufgeschrien hätte oder wenigstens aufschreien wollte. Wollte! Welch ein Unsin! Wenn

jemand das nur will, so kann man das doch nicht hören. Natürlich war es nur eine Einbildung von ihm, denn das ältliche Ehepaar ihm gegenüber sitzt in seine Pelze gehüllt so phlegmatisch und stumpfsinnig da, als ob es mit offenen Augen schliefe. Von den beiden hat sich sicher keiner auch nur bewegt.

Aber es ist ja noch jemand im Rupee, dort am jenseitigen Fenster, oder vielmehr, es sind deren zwei — eine Dame und ein kleines Mädchen. Die erstere schaut angestrengt hinaus, man kann von ihr nur die gerade Rückenlinie und einen dunklen Haarknoten sehen, und den kaum, denn seine obere Hälfte bedeckt eine gelbliche Pelzmütze und die untere versinkt in dem hochstehenden Kragen des Mantels. Nur ganz leicht schimmern ein paar rötlich-braune Haarsträhnen zwischen den hellen flaumigen Pelzhärchen hindurch.

Der Herr betrachtet sie aber ganz anhaltend und wieder hat er dabei das Gefühl, als ob hier in diesem engen Raum etwas vorginge — etwas entsetzlich Aufregendes, das — — — Was aber soll das sein? Ach, er weiß es nicht, er ist ja halbtoll.

Bornig über sich selbst, über seine unbegreifliche Nervosität, reißt er mit Gewalt den Blick von dem braunen Haarknoten los und wendet ihn dem Kinde zu — — und nun weiß er mit einem Male, was das für ein Spuk ist, der hier umgeht.

Die Frau braucht gar nicht den Kopf umzudrehen, er weiß doch, daß das seine Frau ist und das Kind sein Kind ist — dies Kind dort in dem weißen Mäntelchen, mit dem schwanenberbräunten Mützchen, das eben die Rosen aufhebt, die seiner Mutter aus der Hand gefallen sind. Als er's zuletzt sah, war es noch ganz klein, kaum ein Jahr alt und ein rundes rotes Mündchen hatte es, mit ein paar spitzen Mausezähnen drin und solche kleinen dicken weichen Händchen, mit denen es ihm immer ins Gesicht zu patzchen pflegte. Wenn er auf dem heißen Wüstenland Afrikas unter seinem Zelt schlief, und ein leichter Lufzug seine Stirn streifte, dann träumte er immer, daß er die weichen Händchen seines Kindes im Gesicht fühlte. Jetzt schaut es ganz, ganz anders aus, als damals — kein Wunder, es ist ja schon fünf Jahre alt — aber er weiß ganz genau, daß er sich nicht irrt, daß das sein Kind ist.

Ob es wohl noch das rote Mal an der Stirn haben mag, das er selbst ehemals hatte und sein Vater vor ihm, und alle anderen seiner Vorfahren auch, soweit die Familiengeschichte zurückreicht? Gerade wie ein winziger Blutstropfen sah es aus auf der weißen Haut. Wenn er sich davon überzeugen will, muß er die blonden Locken bei Seite schieben — darum wird er es nie sehen.

Er hätte sich ja seinen Anteil an dem Kinde sichern können — der Rechtsanwalt fragte ihn noch ausdrücklich, ob er nicht wünschte, daß es alljährlich eine bestimmte Zeit bei ihm zubringen sollte, aber er verneinte bestimmt. Was nützt ihm solch ein Zusammensein, bei dem seine Tochter ihm entfremdet, scheu und feindlich gegenübersteht? Zumal jetzt, da sie einen Stiefvater bekommen, im Hinblick auf dessen Vortrefflichkeit man es allein schon sicher nicht versäumt hat, ihr den eigenen Vater in den schwärzesten Farben zu schildern! Bei einem seiner Bekannten hat er einmal so etwas erlebt und das war so traurig. Nein, nein, besser da mit einem scharfen Schnitt ein Ende zu machen. Er war nie für die Kompromisse und ist's auch heute nicht. Und doch — —

Ja, wenn die Frau anders wäre! Aber sie, sie kennt ja keine Rücksicht. Sie kennt überhaupt nichts, als ihren eigenen eigensinnigen, unvernünftigen Willen. Sie ist der verkörperte Eigensinn! Wie ein ungezogenes Kind! Ein Kind war sie ja allerdings noch, als er sie heiratete, aber — es gibt doch auch gut erzogene Kinder. Herr Gott, was hat er nicht durch die Frau gelitten! Und er war immer so gut, so rücksichtsvoll und nachsichtig gegen sie, immer, immer? Ja, ja, ja — immer! Darüber kann es gar nicht zweierlei Meinung geben. Immer, immer, immer!

Und nun bemüht er sich mit einer wilden zornigen Wut, sich alle die vielen Gelegenheiten ins Gedächtnis zu rufen, bei denen sie ihn bis aufs Blut gequält hat wegen nichts, buchstäblich wegen nichts und bei denen er immer so gut und nachsichtig und so rücksichtsvoll gegen sie war. Als das aber alles noch nicht genügt, um ihn mit dem Haß zu sättigen, der allein ihn über diese Stunde hinwegbringen kann, da will er an das Letzte denken, das sie trennte, aber vermag es nicht zu finden, sein Hirn ist wie ausgebrannt. Die Szenen, die an seiner Seele vorüberziehen, sind einander so gleich, — was kommt's darauf an, ob das eine Mal er, das andere Mal sie etwas übelnahm? Der einzige Unterschied ist der, daß man sich zuerst unabsichtlich und später geflissentlich verlegte. Und sie war immer so empfindlich — so ganz ungerechtfertigt empfindlich. Wer legt denn auf die Wag'schale, was man hinredet, wenn man gereizt ist! Man weiß ja selbst ganz gut, daß das alles sinnloses Zeug ist.

Und dazwischen muß er immer wieder an die kleine rote Narbe auf der Schläfe seines Kindes denken und ob es die wohl noch haben mag.

Da zum ersten Male während der Fahrt wendet die Frau den Kopf um, langsam, widerwillig, als ob eine unsichtbare Macht ihn ihr umdrehte. Ihr Gesicht ist erschreckend bleich und förmlich wie versteinert. Einen kurzen Moment haftet ihr verklärter Blick auf dem Mann, dessen brennende Augen noch immer das Kind umfassen, dann zuckt es um ihren Mund und plötzlich biegt sie sich mit einer hastigen ungeschickten Bewegung zu der Kleinen und flüstert ihr etwas zu.

Die sieht zu ihm hinüber, ein wenig verwundert, ein wenig verlegen, drauf umspannen die Finger die Rosen, die sie zu einem Strauß zusammengefaßt hat und mit dem anderen Händchen sich an der Polsterbank gegenüber haltend, kommt sie auf ihn zu.

„Lotti schenkt Ihnen ihre Rosen!“

Hestig hatte er das Kind an sich gerissen und nun küßt er es auf Wangen, Stirn und Mund und preßt es an sich mit solchem Ungefühle, daß die Kleine sich freizumachen strebt und die Lippen weinerlich berzieht.

„Nicht fürchten, Lotti — nicht fürchten“, sagte die Frau mit belegter Stimme. „Der Herr hat wohl auch so ein kleines Mädchen gehabt und es verloren — bleib' bei ihm, mein Herzchen, so lang' er es wünscht.“

Er neigte ernst dankend das Haupt gegen sie, aber er kann ihre Züge kaum unterscheiden, es liegt ihm wie ein Schleier über den Augen.

Der helle Schein einer Laterne fällt ins Rupee — ein greller Pfiff — langsam und langsamer fliegen die schattenhaften Baumgestalten am Wege vorbei — nur wenige Minuten noch, dann hält der Zug. Dann muß er aussteigen — natürlich! Es wäre ja unritterlich, wenn er sie noch länger der Pein seiner Gegenwart aussetzen wollte. Und abermals drückte er das Kind an sich und löst ihm die Fingerchen von den Rosen und küßt jedes Fingerchen einzeln. Nach dem Kleinen roten Mal zu sehen aber hat er doch vergessen.

Da tauchen schon die Lichter der Station aus dem Dunkel auf — der Zug hält — jetzt muß er gleich aussteigen.

„Röhschenbroda!“ ruft der Schaffner. „Fünf Minuten Aufenthalt!“ Dabei reißt er die Tür auf und ein eisiger Luftzug dringt herein, so daß der mitreisende Herr, der ebenso wie seine Frau diskret die Augen geschlossen, unwillkürlich emporsfährt und die Lider öffnet. Sein Blick begegnet dem seiner Frau, der mit nicht mißzuerstehendem Ausdruck auf ihn gerichtet ist. Er nickt fast unmerklich und legt seiner Frau die Hand auf den Arm. „Komm' —“ flüstert er ihr zu. Sie versteht sofort und erhebt sich, worauf beide leise, ohne Gruß das Rupee verlassen und hinter sich schließen.

„Jetzt wird sie aufstehen“, denkt der Zurückbleibende „und dann — dann muß ich gehen.“

Aber sie rührt sich nicht. Wieder ertönt die Abfahrtsglocke und der Zug setzt sich in Bewegung. Sie ist dageblieben — wahrhaftig — und er — ist mit ihr allein!

Verstohlen lugt er nach ihrem Gesicht. Wenn der Schleier nur nicht vor seinen Augen läge, damit er den Ausdruck in ihren Zügen besser zu unterscheiden vermöchte! Aber gleichviel — was kommt darauf an, wie sie es auffaßt — er kann so stumm nicht von ihr gehen.

Und nun küßt er das Kind noch einmal, setzt es dann auf den Wagenpolster und geht, sich steif emporredend, zu ihr hinüber. „Ich möchte Dir danken“, sagte er, sich zu ihr beugend, ganz leise.

Sie bewegt abwehrend den Kopf und wendet ihn dann wieder dem Fenster zu. Ein paar Mal seht sie zum Sprechen an und bringt endlich doch nichts weiter hervor, als „was ist da zu danken!“

„Doch! Es war so freundlich von Dir. Ich hätte das nicht erwartet.“

„Ich — wir —“ sie würgt immer noch an den Worten — „wir haben ja keinen Grund, uns zu hassen — wir — wir konnten —“

„Nur nicht zusammen leben. Nicht wahr, das wolltest Du wohl sagen? Ich machte Dir das Leben zur Hölle —“

„Wie ich Dir —“

„Lassen wir doch die Vergangenheit, Gertrud“, unterbricht er sie. „Hoffentlich hast Du jetzt besser gemächelt.“

Ihr Kopf fährt blitzschnell herum und ihre Augen funkeln ihn feindlich an. „Du weißt —“

„Es war das erste, was man mir erzählte, als ich aus Afrika kam. Das heißt, Du weißt wohl nicht, daß ich die ganze Zeit über dort war?“

Sie antwortet nicht, sondern fährt fort, ihn anzustarren. „Ich war ja so einsam, so fürchterlich einsam“, klagt sie. „Auch meine Mutter war inzwischen gestorben — und ich bin doch noch so jung — so jung — das Leben liegt noch vor mir. — Was soll ich denn nur machen? Was soll ich denn nur machen?“ schreit sie fast heraus.

Ihr Ton erschüttert ihn so tief, daß er sich erst eine Weile sammeln muß, ehe er erwidert. „Ich mache Dir ja keinen Vorwurf“, spricht er sanft. „Wie käme ich dazu? Ich wollte Dich nur fragen, wie Du lebst, wie es Dir geht — sonst nichts, wirklich nichts, Gertrud. Bist —“ Bist Du glücklich? will er fragen, aber er bringt es nicht über die Lippen. Statt dessen sagt er, „ich möchte so gern wissen, wo meine Gedanken Euch suchen können — Dich und das Kind. Wo lebst Du jetzt, Gertrud?“

„Noch immer an demselben Ort — in demselben Haus — mit der alten Anne.“

„Mit der alten Anne?“ wiederholt er mechanisch.

Sie nickt. „Ja, aber — aber der Cäsar — der ist tot. Er starb schon bald, nachdem —“

„Der gute alte Cäsar!“ Er fühlt, wie ihm die Augen naß werden und wie entschuldigend fügt er hinzu: „Wir malten uns immer aus, wie das Kind — die Lotti — mit ihm spielen würde, wenn —“

„Wozu sagst Du das?“ fällt sie heftig ein. „Wozu sprichst Du überhaupt mit mir? Wozu bist Du nicht ausgestiegen auf der vorigen Station? Wozu —“

„Da kommen wieder die Lichter, Mama“, ruft vom entgegengesetzten Fenster die helle klingende Stimme des Kindes.

„Ich steige gleich aus. Noch einmal, habe Dank, Gertrud!“ Er beugt sich über ihre Hand und führt sie an seine Lippen.

